

Christiane Eisenberg

Aus der Geschichte lernen – aber was?

Neuere Literatur zum Fußball in der Zeit des Nationalsozialismus

Nils Havemann, Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Campus Verlag, Frankfurt/Main/New York 2005, 473 S., geb., 19,90 €.

Nils Havemann, Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz, Bundeszentrale für Politische Bildung, Bonn 2006, 473 S., kart., 4,00 €.

Markwart Herzog, Der »Betze« unterm Hakenkreuz. Der 1. FC Kaiserslautern in der Zeit des Nationalsozialismus, Verlag Die Werkstatt, Göttingen 2006, 352 S., geb., 24,90 €.

Stefan Goch/Norbert Silberbach unter Mitarbeit von Katrin Martin und Birgit Mlinski, Zwischen Blau und Weiß liegt Grau. Der FC Schalke 04 in der Zeit des Nationalsozialismus, Klartext, Essen 2005, 360 S., geb., 17,90 €.

Matthias Marschik, Massen, Mentalitäten, Männlichkeit. Fußballkulturen in Wien (Enzyklopädie des Wiener Wissens, Bd. 1), Verlag Bibliothek der Provinz, edition seidengasse, Wien o. J. [2005], 158 S., geb., 18,00 €.

Im Vorfeld der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland sind mehrere neue Untersuchungen zur Geschichte des Fußballs im Dritten Reich erschienen. Sie widmen sich dem Verhältnis von Sport und Nationalsozialismus teils aus der Perspektive des Deutschen Fußball-Bundes (DFB), teils aus der von Vereinen in sogenannten Fußballhochburgen. Alle Autoren haben es mit einer schlechten Quellenüberlieferung zu tun, denn zusammenhängende Bestände gibt es weder auf der nationalen noch der lokalen Untersuchungsebene. Da die Forschungsergebnisse unter solchen Umständen in hohem Maße vom Erkenntnisinteresse und dem gewählten Untersuchungsansatz mitbestimmt werden, erscheint es angebracht, sie auch mit Bezug auf die Implikationen ihrer methodischen Herangehensweise zu betrachten.

Ebenso wie andere Sportverbände hat der DFB seit dem 30. Januar 1933 derart entgegenkommend mit den neuen Machthabern kooperiert bzw. kollaboriert, dass man schon fast von Selbstgleichschaltung sprechen kann. Nach dem Untergang des Dritten Reiches beeilten sich die dafür verantwortlichen Funktionäre zu versichern, dass sie eben dadurch in der Lage gewesen seien, ihre fachliche Sportführung aufrechtzuerhalten und den Fußball von Übergriffen des Regimes freizuhalten.¹ Doch solche Rechtfertigungen nahm ihnen schon die 1968er-Generation nicht mehr ab. Dies um so weniger, als der Dachverband den ihm angeschlossenen Landesverbänden und Vereinen im April 1933 mitgeteilt hatte, dass »Angehörige der jüdischen Rasse« in »führenden Stellungen der Verbandsinstanzen und der Vereine [...] nicht tragbar« seien. Das war zwar eine abgeschwächte Formulierung jener Arierparagrafen, die völkische Turnvereine und auch manche Sportvereine

1 Entsprechende Zitate finden sich bei *Havemann*, S. 10.

schon vor dem 30. Januar 1933 in ihre Statuten aufgenommen hatten. Aber es änderte nichts daran, dass spätestens 1938, als die im Hinblick auf die Olympischen Spiele gewährte Schonfrist für jüdische Sportler zu Ende ging, auch der Fußball ›judenfrei‹ wurde.

In Kenntnis dieser Ereignisse hat der DFB im Jahr 2001 einen jungen Historiker, Nils Havemann, mit der Untersuchung seiner Geschichte während des Dritten Reiches beauftragt. Das daraus hervorgegangene Buch mit dem Titel »Fußball unterm Hakenkreuz. Der DFB zwischen Sport, Politik und Kommerz« ist im Herbst 2005, also ein gutes halbes Jahr vor der Weltmeisterschaft, publiziert worden und hat in der Tagespresse ein einhellig positives Echo gefunden. Es ist auch umgehend in das Programm der Bundeszentrale für Politische Bildung aufgenommen worden. Das liegt ohne Zweifel daran, dass die Untersuchung gut geschrieben ist. Vor allem aber ist die Darstellungsweise in besonderem Maße geeignet, ein Laienpublikum anzusprechen.

Havemann nähert sich seinem Thema nämlich über die Rekonstruktion von Funktionsbiografien an. Durch alle Kapitel ziehen sich zum Teil mehrseitige Schilderungen des Verhaltens einzelner Verbands- und Vereinsfunktionäre zur Zeit des Nationalsozialismus, in denen sie nicht nur als Repräsentanten des DFB, seiner Landesverbände und Mitgliedsvereine, sondern auch als Berufstätige und Privatleute beleuchtet werden. Auf diese Weise kann Havemann die ›trockene‹ Verbandsgeschichte vermeiden, zu der ein solches Forschungsvorhaben leicht geraten kann. Denn die biografischen Miniaturen erlauben es ihm, »solch zeitlose Phänomene wie Machtstreben, Karrierismus, Drang nach wirtschaftlichem Gewinn, Gedankenlosigkeit, Selbstgerechtigkeit, Angst, Neid, ideologische[n] Fanatismus, Rücksichtslosigkeit, Brutalität, Opportunismus, Realitätsverdrängung, Egozentrismus, Eitelkeit und Ignoranz [...], welche die Verbrechen während des ›Dritten Reiches‹ in ihrer Einzigartigkeit erst ermöglichten«, lebendig zu schildern (S. 29).

Allerdings wusste man auch schon vor Havemanns Untersuchung, dass die Menschen schwach und schlecht sind und vielen ein »festes Wertesystem« fehlt (S. 343). Daher ist zu fragen, welche konkreten Ausprägungen diese moralischen Defizite im Fußball im Allgemeinen und im DFB im Besonderen annahmen. Auch Havemann hat sich das gefragt und eine Tour durch 45 Archive, vom Berliner Bundesarchiv bis zum Stadtarchiv Neu-Isenburg, unternommen, um Genaueres über die Spezies »DFB-Funktionär« herauszufinden. Diese Archivstudien haben folgende Erkenntnisse gebracht:

An erster Stelle nennt Havemann den »kaum deutlich genug hervorzuhebenden Befund, dass es sich bei den Mitarbeitern des DFB nicht um Menschen handelte, die in ihren Anschauungen in irgendeiner Form – sei es ›konservativ‹, ›national‹, ›liberal‹, ›links‹ oder ›rechts‹ – genormt waren, sondern dass sie unterschiedliche persönliche Entwicklungslinien und politische Präferenzen aufwiesen« (S. 23). Diese Feststellung bezieht sich auf die parteipolitischen Affinitäten von DFB-Oberen vor der Gleichschaltung im Jahr 1933, die Havemann im Zuge seiner Archivforschungen ermitteln konnte (bei denen ihm allerdings, das sei hier der Genauigkeit halber gesagt, kein Kommunist und – wenn die Rezensentin genau gelesen hat – auch kein Nationalsozialist begegnet ist). Die Hervorhebung der parteipolitischen ›Buntheit‹, die als Faktum nicht wirklich neu ist², richtet sich besonders gegen die im Jahr 2000 erschienene »Geschichte des Deutschen Fußball-Bundes« von Arthur Heinrich, einem Politikwissenschaftler, der die militaristische und nationalistische, ja chauvinistische Grundprägung der Führungsriege des DFB seit dem Kaiserreich bekräftigt und sie als repräsentativ für das deutsche Bürgertum bezeichnet hatte.³ Havemann hegt darüber hinaus grundsätzlich »Skepsis gegenüber dem gesellschafts- und struk-

2 Schon der Chronist des DFB, *Carl Koppehel*, hat dies hervorgehoben; vgl. seine *Geschichte des Deutschen Fußballsports*, Frankfurt 1954. Vgl. auch *Joachim Wendt*, *Grundzüge der Geschichte des Deutschen Fußball-Bundes und des bürgerlichen deutschen Fußballsports im Zeitraum von 1918–1933*, Diss. Universität Halle-Wittenberg 1975 (Ms.).

3 *Arthur Heinrich*, *Der Deutsche Fußballbund. Eine politische Geschichte*, Köln 2000.

turgeschichtlichen Ansatz [...], der in der Sportgeschichtsschreibung weit verbreitet ist« und seiner Meinung nach zur Stereotypenbildung neigt (S. 29). Dieser Vorbehalt ist insofern bedauerlich, als sein Befund, wonach die Funktionäre des DFB »in der Regel eine hohe fachliche, zumeist kaufmännische, juristische, publizistische oder medizinische Qualifikation« besaßen (S. 23), recht eindeutig ist, so dass es durchaus gewinnbringend hätte sein können, die neuere Bürgertumsforschung für die Interpretation heranzuziehen.

Havemanns zweite Erkenntnis über moralische Defizite der DFB-Funktionäre betrifft ihren »Materialismus«. Gemeint ist hier nicht etwa, dass sie in die eigene Tasche gewirtschaftet hätten, sondern dass sie bei ihrem Engagement für den DFB stets die Verbandskasse im Auge hatten. Daraus erwuchs nach Havemann ganz generell eine Nähe zur Politik und zur Bürokratie: »Der Sport, der mit dem Verweis auf die Gemeinnützigkeit öffentliche Hilfen in der Form von Steuervergünstigungen oder Zuschüssen zum Bau von Sportplätzen oder zur Organisation von Großveranstaltungen für sich reklamiert, wird sich zwangsläufig im politischen Raum bewegen. Er wird daher stets mit den Mächtigen zu kooperieren versuchen und infolgedessen Gefahr laufen, sich später dafür verantworten zu müssen.« (S. 343). Eine solche Kooperation mit den Mächtigen aus »materialistischen« Motiven fand nach Havemann besonders in der Phase der Machtübergabe und der daran anschließenden Gleichschaltung der Sportverbände statt, als der DFB, seine Landesverbände und die Mitgliedsvereine wegen der hohen Arbeitslosigkeit in einer finanziellen Krise steckten und zu vermeiden versuchten, dass diese sich durch das sogenannte Berufsspielerturn noch verschlimmerte. Denn die Einführung des Berufsfußballs hätte nicht nur bedeutet, dass die Einnahmen aus Fußballspielen sich auch noch um die Spielergehälter reduzierten. Sie hätte die Vereine und Verbände auch vergnügungssteuerpflichtig gemacht, weitere Abgaben wie z. B. eine Umsatzsteuer nach sich gezogen und sie um ihren Status als gemeinnützige Organisationen gebracht, wie Havemann durch eine weitschweifige Referierung der Steuergesetzgebung belegt (S. 56 ff.). Hier statt von »Materialismus« lieber von »[k]onkrete[n] Sorgen um die wirtschaftliche Zukunft« (S. 61) zu reden, wie er an einer Stelle alternativ formuliert, erscheint der Rezensentin angemessener, zumal Havemann das mit der Berufsspielerfrage stets verbundene Projekt einer »Reichsliga« ganz außer Acht lässt, das auf Druck der Presse vom DFB-Bundestag im Herbst 1932 beschlossen worden war und sich im wirtschaftlichen Kontext der Zeit mit Sicherheit zu einem Pleiteunternehmen entwickelt hätte.⁴ Havemann erscheint es jedoch wichtiger, eine andere Interpretation vorgelegt zu haben als die bisherige Forschung, die neben den finanziellen Gründen auch eine ideologische Befangenheit der DFB-Funktionäre in einem nationalistisch überhöhten Amateurgedanken konstatiert hat. Auf diese Weise versucht er plausibel zu machen, dass die Bekämpfung des Berufsfußballs in der Phase der Gleichschaltung mit »dem Wertekanon wilhelminischer Gesellschaft« oder einer »konservativ-nationalistischen Gedankenwelt« nichts zu tun gehabt habe (S. 61).

Ein weiterer Entscheidungsbereich, in dem der »Materialismus« der Fußball-Verantwortlichen durchschlug, war nach Havemann die Bereitschaft zum Ausschluss jüdischer Vereins-/Verbandsfunktionäre und Geldgeber der Klubs, weil diese als »Teil der lästigen Profifußballbewegung« (S. 172, vgl. auch schon S. 163) in der zentralen Frage der Verbandspolitik auf der falschen Seite gestanden hätten. Havemann argumentiert hier psychologisch:

»Wer sich derart in die Enge getrieben fühlte wie der DFB in der Berufsspielerfrage, verfällt der Angst und wird dadurch empfänglich für seit Generationen tradierte Feindbilder, die über eigenes Unvermögen oder eigene Lebenslügen hinwegzutäuschen vermögen. Der ›geldversessene‹ Jude

4 Mit Ausnahme der englischen war in den 1920er-/1930er-Jahren keine Liga in einem europäischen Fußball-Land ein gesundes Unternehmen. Für Mitteleuropa vgl. *Matthias Marschik/Doris Sottopietra*, Erbfeinde und Haßlieben. Konzept und Realität Mitteleuropas im Sport, Münster 2000, S. 200–213.

als Förderer des Berufsfußballs und damit als Zerstörer einer von Idealen wie Selbstlosigkeit, Opferbereitschaft, Kameradschaft und Solidarität beseelten Sportbewegung – der psychologische Reiz dieser Vorstellung, die sich nahtlos in die verbreitete Auffassung einer jüdisch-kapitalistischen Weltverschwörung einfügte, bestand für den Verband darin, die eigene Beteiligung an der von vielen als moralisch verwerflich erachteten Kommerzialisierung des Fußballs aus dem Bewusstsein zu tilgen. Denn der nach außen quasi zu einem religiösen Gebot erhobene Anspruch, den Sport im Sinne des Gemeinnutzes frei von jeglichen Eigeninteressen und Materialismus zu betreiben, stand seit Jahren in krassem Widerspruch zu den eigenen betriebswirtschaftlichen Notwendigkeiten und zum eigenen Tun.«⁵

Bemerkenswert an dieser Interpretation ist weniger, dass Havemann zur Erklärung der Judendiskriminierung an dieser Stelle nun doch auf ideologische Muster im Denken der Fußballfunktionäre wie Selbstlosigkeit, Opferbereitschaft und Kameradschaft rekurriert, die er in der Auseinandersetzung mit der bisherigen Forschung als irrelevant bezeichnet hatte. Bemerkenswert ist vielmehr, dass er auf der Basis einiger verstreuter Zitate, zum Teil aus der gleichgeschalteten Presse, eine soziale Verankerung der Berufsspielerbewegung in der jüdischen Bevölkerung unterstellt, die weder er selber noch andere Historiker jemals belegt haben.⁶ So simpel gestrickt waren die deutschen Fußballfunktionäre in ihrem »Materialismus« denn doch nicht, möchte man zu ihrer Entlastung einwenden, obwohl das an der zitierten Forderung nach Ausschluss jüdischer Funktionsträger aus Vereinen und Landesverbänden letztlich nichts ändert.

In dieser Fehlinterpretation treten besonders deutlich die mit Havemanns biografischer Vorgehensweise verbundenen Methodenprobleme hervor. Zum einen lässt er die Möglichkeit einer Rollentrennung zwischen privat-beruflicher und sportlicher Sphäre undiskutiert. Das ist ein Defizit nicht zuletzt deshalb, weil die Annahme, dass Sport etwas Unpolitisches sei, geradezu ein Dogma des Sports dieser Zeit – und keineswegs nur des deutschen – war.⁷ Zum anderen vernachlässigt er das Problem der Repräsentativität. Er wählt einzelne Beispiele aus, die in seine Argumentation passen, beschreibt aber weder die Grundgesamtheit der gesammelten Biografien noch gibt er eine Übersicht über die erhobenen Merkmale und deren relative Häufigkeit. Es bleibt z. B. unklar, wie hoch der Anteil von ausgewiesenen Antisemiten unter den Funktionsträgern war und ob entsprechende Äußerungen schon vor 1933, erstmals in der Situation der Gleichschaltung oder erst im Krieg feststellbar sind. Auch nach handfesteren Kriterien wird die Grundgesamtheit der Biografien nicht analysiert. Wer trat wann in die NSDAP ein, wer entzog sich dem Druck und wie lange? Das wären Informationen, für die eine Übersicht leicht zu erstellen gewesen wäre. Und: Welche Akteure hatten zu einem bestimmten Zeitpunkt entscheidungsrelevante Positionen im DFB bzw. im »Fachamt Fußball« inne? Wer rückte in eine solche vor, wer wurde »kaltgestellt«, wer war und blieb überhaupt nur eine kleine Leuchte? Umgekehrt fehlt eine zusammenfassende Auflistung der mit DFB-Leuten besetzten Position in der Reichssportführung und anderen Institutionen des Dritten Reiches inklusive der gleichgeschalteten Presse.⁸

Was von den in die Darstellung eingewobenen Biografien zu halten ist, fragt sich die Rezensentin auch deshalb, weil das Buch keine realistische, d. h. über die Verbandsstatuten bzw. formalen Anweisungen der Nationalsozialisten hinausgehende Organisationsanalyse des DFB bietet. Havemann beschränkt sich hier für die Zeit der Weimarer Repu-

5 Havemann, S. 160 f.

6 Auf die Unhaltbarkeit dieser Interpretation weist auch schon *Rudolf Oswald* in seiner Rezension von Havemanns Buch hin; vgl. *SportZeiten* 6, 2006, H. 1, S. 161–165, hier: S. 163 f.

7 Vgl. dazu *Christiane Eisenberg*, *Der Weltfußballverband FIFA im 20. Jahrhundert. Metamorphosen eines »Prinzipienreiters«*, in: *VfZ* 54, 2006, S. 209–230, hier: S. 216 ff.

8 Diese Kritik gilt unbeschadet dessen, dass Havemann fünf solchen »Aufsteigern« ein Kapitel widmet; vgl. *Havemann*, S. 102–114.

blick auf eine Schilderung der in der Satzung vorgesehenen Struktur, die im Anhang zu dem Buch auch schematisch dargestellt wird. Für die Zeit nach der Gleichschaltung bietet er eine entsprechende Grafik für das nach dem Führerprinzip organisierte »Fachamt Fußball«. Die informellen Machtverhältnisse und Handlungsroutinen, die damit nicht unbedingt übereingestimmt haben mussten, bleiben jedoch im Dunkeln und werden auch in ihrer zeitlichen Veränderung in den unterschiedlichen Phasen des Dritten Reichs nicht erkennbar. Waren die Beschlüsse des DFB-Bundestages während der Weimarer Republik wirklich immer eins zu eins implementiert worden? Hatte die Bundesgeschäftsstelle in Berlin, also die Exekutive, nicht auch schon damals eigenständig Politik gemacht? Was änderte sich konkret durch die Gleichschaltung 1933/34, was nach den Olympischen Spielen, als die Nationalsozialisten eine zweite Machtübernahme im deutschen Sport durchführten? Wirkte die von Reinhard Heydrich veranlasste Versetzung des DFB-Präsidenten Felix Linnemann, eines bis 1937 parteilosen Kriminalbeamten im Rang eines Oberregierungsrates, nach Stettin im selben Jahr wirklich als ein Schlag ins Kontor, wie Havemann behauptet? Oder führte der Bundesgeschäftsführer Georg »Schorsch« Xandry, der bereits in der Phase der Gleichschaltung der NSDAP beigetreten war, den DFB im Sinne Linnemanns weiter? Oder hatte sich die Führung zu dem Zeitpunkt schon auf Guido von Mengden verlagert, den ehemaligen Geschäftsführer des Westdeutschen Spielverbandes, der im Mai 1933 der NSDAP beitrug, kurz darauf Pressewart des DFB wurde und 1936 zum Generalreferenten und Stabsleiter des Reichssportführers Hans von Tschammer und Osten avancierte?

Auch im Hinblick auf die wechselnden Konstellationen im politischen Umfeld des DFB sind die Leser auf die Ad-hoc-Interpretationen Havemanns angewiesen – was insofern problematisch ist, als dieser sich in der Sportpolitik der Weimarer Republik und des Dritten Reiches nicht gut auskennt. Man merkt das daran, dass er Handbuchwissen aus Akten belegt, und daran, dass ihm die einschlägige Sekundärliteratur zum Teil unbekannt zu sein scheint, er sie jedenfalls nur selektiv auswertet. Beispielsweise lässt er, den Konventionen in der Fachliteratur widersprechend, die politische Gängelung des DFB nicht schon in der Niedergangphase der Weimarer Republik, sondern erst mit dem 30. Januar 1933 beginnen. Dementsprechend erfahren die Leser nichts von den Erpressungsversuchen der Sportverbände durch das Papen-Kabinett, das die Subventionen des Reichs für den Sport um 50 Prozent zurückschraubte und eine Kooperation mit einem paramilitärischen »Reichskuratorium für Jugendertüchtigung« zu erzwingen suchte. Dass die Machtübernahme der Nationalsozialisten die jugendlichen Sportvereinsmitglieder vor diesem Zugriff der Militärs zu bewahren schien, war eines der wichtigsten Motive der DFB-Funktionäre, mit dem neuen Regime zu kooperieren.⁹ Weitere Beispiele: Nirgendwo in dem Buch findet man eine Auseinandersetzung mit der Forschungsmeinung, dass der Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten von den Verbandsfunktionären bereits kurze Zeit nach der Gleichschaltung als ihr Interessenvertreter in der nationalsozialistischen Polykratie betrachtet wurde. Nirgendwo wird der steile Aufstieg Guido von Mengdens in der Reichssportführung in seiner strategischen Bedeutung für den DFB gewürdigt.¹⁰ Ebenso wenig erfahren die Leser, dass es Mengden und Tschammer zusammen im Jahr 1938 gelang, dem »Nationalsozialistischen Reichsbund für Leibesübungen« (NSRL) als der Dachorganisation des deutschen Sports den Status einer »von der NSDAP betreuten Organisation« zu verschaffen – eine Maßnahme zur Absicherung gegen Übergriffe der »Deutschen Arbeitsfront« und anderer NS-Organisationen. Kurze Zeit später

9 Vgl. *Christiane Eisenberg*, »English sports« und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939, Paderborn 1999, S. 385 (mit Verweisen auf die Fachliteratur); *Karl-Heinz Schwarz-Pich*, Der DFB im Dritten Reich. Einer Legende auf der Spur, Kassel 2000, S. 24 f.

10 Havemann schreibt stattdessen, von Mengden habe sich »schon 1935 vom DFB abgesetzt«. Vgl. *Havemann*, S. 212.

wurde der NSRL sogar dem Schutz des Stellvertreters des Führers, Rudolf Heß, unterstellt, so dass er faktisch unangreifbar wurde.¹¹ Havemann muss solche, die Handlungsfähigkeit des DFB unterstreichenden Interpretationen nicht teilen, aber er sollte sich wenigstens damit auseinandersetzen.

Solche Lücken führen dazu, dass Sporthistoriker, anders als das breite Publikum, das Buch insgesamt für wenig ergiebig, ja für ärgerlich halten.¹² Aber auch mancher fachfremde Leser, der nicht nur das Bedürfnis hat, sich auf der Basis von Westentaschenpsychologie über Werteverfall und Materialismus zu empören, sondern konkret wissen will, in welchen Situationen sich der DFB im Dritten Reich als Fußballverband kompromittiert hat, welche Möglichkeiten der Selbstbehauptung er nutzen konnte und in welcher Hinsicht er selber Opfer wurde, ist nach der Lektüre irritiert. »[D]ass es doch keine größeren Schweinereien beim DFB gegeben hat. Das hat mich wirklich überrascht«, meinte beispielsweise der ehemalige Stasi-Beauftragte der Bundesregierung Joachim Gauck während des Symposiums »Aus der Geschichte lernen«, das im April 2006 vom DFB aus Anlass der Veröffentlichung von Havemanns Buch veranstaltet wurde. Er wolle ja nichts verharmlosen, aber habe angenommen, dass das ganze System »durchherrschte« gewesen sei, »dass im Grunde das gesamte Personal gefeuert und durch Ideologen der NS-Sportbewegung ersetzt wurde«.¹³

Aus sportgeschichtlicher Perspektive fragt man sich daher nach der Lektüre des Buches, ob sich der DFB mit dieser Auftragsforschung nicht einen Bärendienst erwiesen hat. Sicher, der Kotau vor einer medial vermittelten, auf Bußrituale drängenden Erinnerungskultur entlastet die heutige Verbandsführung von dem seit Jahrzehnten geübten Vorwurf des Verschweigens¹⁴ – ein im Vorfeld der Weltmeisterschaft 2006 nachvollziehbares Anliegen. Auf der anderen Seite war der DFB im Dritten Reich mehr als ein Kollektivsubjekt und ist daher mit dieser personalisierenden Darstellung seiner Geschichte suboptimal bedient worden. Dies nicht zuletzt auch deshalb, weil sein Organisationszweck, der Fußball, in Havemanns Buch nur am Rande vorkommt. Von den großen Entwicklungssprüngen, die auf diesem Gebiet im Dritten Reich gemacht wurden, hat wegen des Krieges zwar in manchen Punkten erst die junge Bundesrepublik profitieren können. Man denke an die Fortentwicklung des Meisterschaftsbetriebs, das Konzept des »Leistungsfußballs« von Otto Nerz, dem ersten, 1937 von Sepp Herberger abgelösten Bundestrainer, schließlich auch an die ersten großen Erfolge und den enormen Popularitätswachstum der Nationalmannschaft nach der internationalen Isolation während der Weimarer Republik.¹⁵ Aber

11 Vgl. Eisenberg, »English sports«, S. 398 f., und Schwarz-Pich, S. 174 ff.

12 Vgl. z. B. die erwähnte Rezension von Oswald.

13 Christian Tretbar, Zusammenfassung einer Podiumsdiskussion »Die Rolle des DFB und seiner Vereine zwischen 1933 und 1945«, in: Volker Steinbrecher (Hrsg.), Aus der Geschichte lernen. Dokumentation des Symposiums »Fußball unterm Hakenkreuz« der Evangelischen Akademie Bad Boll in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Fußball-Bund am 7./8. April 2006, Bad Boll 2006, S. 51–56, hier: S. 55 f. Der Begriff »durchherrschte« ist in der schriftlichen Fassung nicht als Zitat Gaucks kenntlich gemacht, vgl. ebd., S. 56; er wird hier nach den Notizen der Rezensentin zitiert.

14 Er war zuletzt wieder laut geworden anlässlich der Publikation einer von Journalisten, nicht von Historikern zusammengestellten Festschrift zum 100-jährigen Bestehen des DFB. Vgl. 100 Jahre DFB. Die Geschichte des Deutschen Fußball-Bundes, Berlin 1999.

15 Vgl. dazu neuerdings Per Leo, »Bremsklötze des Fortschritts«. Krisendiskurse und Devisionismus im deutschen Verbandsfußball 1919–1934, in: Moritz Föllmer/Rüdiger Graf (Hrsg.), Die »Krise« der Weimarer Republik. Zur Kritik eines Deutungsmusters, Frankfurt/Main etc. 2005, S. 110–136 (der Beitrag geht über den im Titel angegebenen Untersuchungszeitraum hinaus). Vgl. auch schon Christiane Eisenberg, Deutschland [1890–1996], in: dies. (Hrsg.), Fußball, soccer, calcio. Ein englischer Sport auf seinem Weg um die Welt, München 1997, S. 94–129, hier: insb. S. 109–115.

auch diese Entwicklung, die teils eine direkte, teils eine indirekte Folge der Kollaboration mit dem NS-Regime war, sollte in einer differenzierten Geschichte des DFB im Dritten Reich zur Sprache kommen. Die politisch-pädagogische Botschaft wäre eine andere, aber sie fiel nicht weniger kritisch aus.

Ein Resultat der Kooperation des DFB mit dem NS-Regime bestand darin, dass die Rahmenbedingungen des regelgerechten Fußballspiels bis weit in den Weltkrieg hinein aufrecht erhalten wurden, d. h. dass die Hoheit über das Spiel nicht an die ›Sportfeinde‹ aus dem völkischen Lager und andere ›Amateure‹ wie z. B. die Militärs überging. Es mag daher von Interesse sein, drei neuere Lokalstudien zur Fußballgeschichte daraufhin zu befragen, wie das moralische Versagen der DFB-Funktionäre an der Basis der Vereine rezipiert wurde und wie es sich dort konkret auswirkte. Mit Bezug auf diese Frage werden im Folgenden untersucht: ein in Buchform veröffentlichtes Gutachten über den Verein Schalke 04 im Dritten Reich, das von Stefan Goch und Norbert Silberbach, zwei Sozialhistorikern des Gelsenkirchener Instituts für Stadtgeschichte, erarbeitet wurde; eine Untersuchung über den 1. FC Kaiserslautern und sein Stadion »Betzenberg« (»Der ›Betz‹ unterm Hakenkreuz«) des Kulturwissenschaftlers Markwart Herzog, dem Wissenschaftlichen Bildungsreferenten der Schwabenakademie Irsee; und das Werk »Massen, Mentalitäten, Männlichkeit«, in dem der Zeit- und Kulturhistoriker Matthias Marschik die »Fußballkulturen in Wien« auch zur Zeit des ›Anschlusses‹ an das Deutsche Reich beschreibt. Es sei an dieser Stelle darauf hingewiesen, dass die nachfolgenden Ausführungen diese drei Bücher, die ihr Thema jeweils breit in die Sozial- und Politikgeschichte der jeweiligen Stadt einbetten und manche ganz neuen Einzelaspekte erörtern, nur sehr selektiv beschreiben können.

Die genannten Autoren sind bereits durch Publikationen zur Fußballgeschichte hervorgetreten. Möglicherweise stellen sie deshalb, anders als Havemann, bewusst in Rechnung, dass der Sport unabhängig von den politischen Rahmenbedingungen auch eine eigene Realitätsdimension entwickeln kann: Vom »Terrain des Sportes als bedeutsame[m] Feld potentieller Modifikationen und gesellschaftlicher Neuordnungen«, vom »gesellschaftlichen Aktions- und Experimentierfeld« und vom »Spielraum« ist z. B. bei Marschik die Rede (S. 20 f.), und auch Herzog erkennt in den Stadien, Vereinsheimen und Klublokalen eine »Eigenwelt«, für die weltanschauliche Werte und parteipolitische Loyalitäten von sekundärer Bedeutung waren (u. a. S. 278). Darüber hinaus benennen die Autoren die Problematik einer Messung politischen Handelns an moralischen Kriterien. Die pluralistische Gesellschaft der Bundesrepublik tue sich zusehends schwerer, nach eindeutigen Kriterien zu urteilen, »wer nun im Nationalsozialismus ›böse‹ oder ›schlecht‹ war« bzw. sich im moralischen Sinn »schuldig gemacht« habe, schreiben Goch/Silberbach, auch weil die früheren Stereotypen des »bösen Faschisten und des guten Antifaschisten«, des »Terrorregimes« und der »Vorstellungen einer ›Verführung‹« sich mittlerweile aufgelöst hätten (S. 17).

Befragt man diese Untersuchungen nun danach, wie die Politik des DFB im Dritten Reich an der Basis aufgenommen wurde, ergibt sich ein überraschendes, aber eindeutiges Ergebnis: überhaupt nicht. Der DFB war für die Vereine kein Faktor, an dessen politischen Vorgaben man eigene Entscheidungen ausgerichtet hätte; er kommt jedenfalls in solchen Kontexten nicht vor. Es seien vielmehr »Stadtverwaltungen, Bürgermeister und Oberbürgermeister, städtische Beigeordnete und andere Kommunalbeamte, NSDAP-Kreisleiter und in einem Fall der Gauleiter« gewesen, die in die Vereinsstrukturen eingegriffen hätten, schreibt Herzog (S. 95). Wenn überhaupt eine übergeordnete Instanz des Fußballs für die Vereine eine Rolle gespielt habe, dann seien es die Landesverbände des Fußballs gewesen (vgl. ebd., S. 52; Goch/Silberbach, S. 99 ff.), die indes 1934 aufgelöst wurden. Doch auch über diese untergeordnete Ebene der Verbandspolitik habe an der Basis schlichte Unkenntnis geherrscht. Goch und Silberbach erklären das zum einen damit,

dass die Vereine auch schon zu Zeiten der Weimarer Republik nur sehr indirekt, über Delegierte der regionalen Untergliederungen der Landesverbände, an der Entscheidungsfindung beteiligt gewesen seien. Zum anderen hätten »Verbandsangelegenheiten die meisten Sportler und sportlich aktiven Mitglieder im FC Gelsenkirchen-Schalke 04 weder betroffen noch ernsthaft interessiert« (S. 99). Im besetzten Wien war der DFB ohnehin kein Faktor. Hier galten als Repräsentanten des Fußballs im »Altreich« die gegnerischen deutschen Vereine und das NS-Regime (Marschik, S. 94 f.).

Vor diesem Hintergrund verwundert es nicht, dass der Empfehlung des DFB zum Ausschluss jüdischer Funktionsträger in den drei Untersuchungen keine besondere Bedeutung zugemessen wird. Das Ausmaß der Judendiskriminierung führen die Autoren vielmehr auf die jeweilige Vereinstradition und den spezifischen lokalen Kontext zurück. »Weitreichende Akzeptanz fand im latent antisemitischen Wien [...] die »Reinigung« des Sportes und des Sportjournalismus von »jüdischen Elementen«, schreibt Marschik. »Außer bei der Wiener Austria, bei der ein Teil der Spieler und fast der gesamte Vorstand emigrieren musste[n] und die vorübergehend unter kommissarische Leitung gestellt wurde [...], wurde die Ausschaltung jüdischer Sportler teils wohlwollend aufgenommen, teils verleugnet oder verdrängt, denn die Juden waren – in der Sichtweise der Fußballer – »einfach verschwunden« (S. 90). Für Schalke kann nach Goch und Silberbach aufgrund der Quellenlage, aber auch der vergleichsweise geringen Zahl von Juden in Gelsenkirchen nicht abschließend beurteilt werden, ob sich der FC seiner jüdischen Mitglieder aktiv entledigte oder die »äußeren Umstände« den Ausschluss erzwangen (S. 76). In Kaiserslautern hingegen hatte der FC sogar noch Ende 1932 einen jüdischen Bürger aufgenommen, obwohl das den Austritt anderer Mitglieder nach sich zog. Hier betrieb der Verein nach Herzog zumindest bis 1936, als der Druck des NS-Regimes zunahm, »keinen Ausschluss seiner jüdischen Kameraden« (S. 51). Herzog fällt darüber hinaus auf, dass die über jüdische Spitzenfußballer verhängte »damnatio memoriae« in Süddeutschland selbst in der »gleichgeschalteten« Presse bis 1942 nicht konsequent eingehalten wurde (S. 36).

Er weist schließlich auch auf die beim Umgang mit der jüdischen Mitgliedschaft zu beobachtende Diskrepanz zwischen offiziellen Verlautbarungen und politischer Praxis hin. Eine antijüdische Resolution des Süddeutschen Spielverbandes vom 27. April 1933 sei zwar außer vom 1. FC Kaiserslautern auch vom FC Bayern München, einem bekannten »Judenklub«, unterzeichnet worden. Auf der Vereinsebene sei diese Resolution jedoch folgenlos geblieben. »Die Unterzeichnung [...] muß also nicht unbedingt eine bruchlose Konformität mit der rassistischen Politik in der Alltagspraxis bedeutet haben [...]. Jedenfalls bleibt der Widerspruch bestehen, daß der 1. FCK die Stuttgarter Erklärung unterzeichnet hat, obwohl der Club damals von Ludwig Müller geführt wurde, der alles andere als antisemitisch eingestellt war« (S. 52).

Herzog kann noch weitere Beispiele für solche Diskrepanzen zwischen der Aussage schriftlicher Quellen und dem tatsächlichen Handeln anführen, u. a. im Zusammenhang mit Äußerungen von Sepp Herberger und Hermann Graf, in denen diese den Reichssportführer in der Meinung bestärkten, Sportler seien Hitlers beste Soldaten und »über dem Zweikampf des Rasens« stehe »die Entscheidung für die Zukunft unseres großdeutschen Vaterlands« (zit. nach Herzog, S. 192). Während Havemann, der Herberger als Karrieristen darstellt, solche Äußerungen für bare Münze nimmt, kann Herzog zeigen, dass der Reichstrainer in Kaiserslautern ganz entgegen solchen Botschaften systematisch »Soldatenklau« betrieb, d. h. gute Spieler für die Nationalmannschaft von der Front zurückberief (S. 190–193).¹⁶ Auch Marschik belegt derartige »Spielchen« für Wien, wo ohnehin aller möglicher Lug und Trug im Interesse des Fußballs vonstatten ging (und vom NS-Regime stillschweigend geduldet wurde). U. a. stellte die Wiener Presse während des Weltkriegs

¹⁶ Herzog bestätigt damit die Interpretation von *Jürgen Leinemann*, Sepp Herberger. Ein Leben. Eine Legende, Berlin 1997.

die Veröffentlichungen von Mannschaftsaufstellungen ein, »um das Antreten prominenter Spieler zu verschleiern, die offiziell schwer verwundet waren« (S. 98).

Doch die Autoren der Lokalstudien korrigieren Havemanns vorgelegte Schwarz-Weiß-Zeichnung nicht nur dadurch, dass sie solche Spielräume des Handelns und einzelne Fälle stillschweigender Resistenz benennen. Sie setzen bei ihrer Schilderung der Kooperation und Kollaboration von Fußballorganisation und Nationalsozialismus auch andere Akzente. Während Havemann die »materialistischen« Beweggründe der DFB-Funktionäre, also ihr aktives Entgegenkommen gegenüber den Nationalsozialisten, in den Vordergrund rückt, beschreiben sie eine wechselseitige Beziehung, die sich aus vorhergehenden Interaktionen gewissermaßen »natürlich« ergeben habe. Beispielsweise kann Herzog zeigen, dass die Verwendung von Spitzenspielern des FC Kaiserslautern für Propagandaspiele in der »Westmark« (Lothringen) keine neue Maßnahme der Nationalsozialisten war und auch nicht erst im Zweiten Weltkrieg üblich wurde, sondern eine schon im Kaiserreich begonnene Praxis fortsetzte; neu war lediglich, dass das Ganze jetzt unter dem Schlagwort völkischer »Bluttransfer« firmierte. Auch die Überlassung des Stadions »Betzenberg« an die Veranstalter von Totengedenkfeiern, pseudoreligiösen Thingspielen, an den Arbeitsdienst und das Militär hatte Traditionen in der Weimarer Republik. Ebenso waren die seit 1936 überhandnehmenden Versuche, mehrere kleinere Vereine zu Großvereinen zusammenzufassen (von denen der FCK am Ende wegen seiner besonderen Erfolge ausgenommen wurde), Fortsetzungen entsprechender Initiativen in der Weimarer Republik.

Weitere Beispiele für die Dauerhaftigkeit eingefahrener Interaktionen führen Herzog und Goch/Silberbach darauf zurück, dass der Fußball in den von ihnen untersuchten Städten schon vor 1933 ein gesellschaftlicher und gesellschaftspolitischer Faktor gewesen sei. Auch die in diesem Kontext entstandenen Handlungsroutrinen seien unter den politischen Auspizien des Dritten Reiches mehr oder weniger ungebrochen erhalten geblieben. Es habe sich lediglich das politische Spektrum jener Bürgermeister, Landräte und sonstiger prominenter Amtsträger verengt, die sich in den Sportfolgen sonnen wollten und deshalb Pokale stifteten, Urkunden überreichten oder sich gar um exponierte Posten in den Vereinen bemühten. Goch und Silberbach heben ausdrücklich hervor, dass solche Kontakte, soweit überliefert, von den Politikern und Amtsträgern, nicht aber vom Verein gesucht wurden (S. 202). Darüber hinaus arbeiten sie heraus, dass die Indienstnahme durch die Nationalsozialisten, die in Gelsenkirchen anlässlich des wiederholten Gewinns der Deutschen Meisterschaft durch Schalke 04 besondere Formen annahm, von den Fußballfans vor Ort durchaus kritisch beäugt wurde. So konnte es sogar im durch und durch »braun« eingefärbten Gelsenkirchen vorkommen, dass das »Buch vom Deutschen Fußballmeister« (1936), ein nationalsozialistisches Propaganda-Machwerk über Schalke 04 sowie seine Spitzenspieler Ernst Kuzorra und Fritz Szepan, in der lokalen Presse als »Blüte des Kitsches« »verrisen« wurde, obwohl jeder wusste, dass gerade diese beiden Spieler dem Regime durchaus positiv gegenüberstanden (Goch/Silberbach, S. 132; vgl. auch S. 135–138).

Nach 1945 wurde das politische Spektrum der Fußball-Interessenten aus der Politik dann wieder breiter. Goch/Silberbach ersparen ihren Lesern Ausblicke in die Ära Möllemann, doch Herzog zieht in seiner Kaiserslautern-Studie die Linie weiter bis zu Helmut Kohl, dem FCK-Ehrenmitglied Nr. 1, und Kurt Beck, der beispielsweise die Moderation der Generalversammlung 2002 zur Chefsache machte. Hatte der Verein sich bereits während des Dritten Reiches zu einer »gaupolitisch relevanten Größe« gemausert, so wurde er »unter den demokratischen Bedingungen der Bundesrepublik Deutschland zu einem nicht unwichtigen Faktor der rheinland-pfälzischen Landespolitik. Angesichts fehlender Symbole, Traditionen und raumbezogener Identifikationsmöglichkeiten mit dem durch künstliche Grenzziehung geschaffenen Bundesland wird das große Engagement aller

Landesregierungen für den 1. FCK als ein Bemühen verständlich, ein integrierendes imageträchtiges Markenzeichen für ganz Rheinland-Pfalz zu erhalten.«¹⁷

Zu diesem Funktionszuwachs des 1. FC Kaiserslautern trug auch der Ausnahmespieler des Vereins, Fritz Walter, bei. Herzog zeichnet die Karriere des späteren »Helden von Bern«, dessen Premiere in der Reichsauswahlmannschaft schon auf das Jahr 1939 datiert, minutiös nach. Von besonderem Interesse nicht nur für die Fußballgeschichte, sondern für die bundesrepublikanische Kulturgeschichte generell ist dabei Herzogs Analyse von Walters Karriere beim Jagdgeschwader 11 und 52 des Luftwaffenkommodore Hermann Graf, in dem prominente Fußballer beim Bodenpersonal und im Stab eingesetzt waren. Die Mythen und Legenden um diese »Roten Jäger« als »kleiner Nationalelf« (Graf) sind in der Fußballgeschichte zwar seit längerem bekannt, ebenso die Kooperation zwischen Graf und Sepp Herberger in Sachen »Soldatenklau«. Neu und weiterführend ist jedoch Herzogs Nachweis, dass Walter nach 1945 an den Mythos der »Roten Jäger« anknüpfte, um der Mannschaft des 1. FC Kaiserslautern ein neues Emblem und ein neues Image, nämlich das der »Roten Teufel vom Betzenberg«, zu verpassen. Bei dieser Initiative standen ihm offenbar Grafs Jagdflugzeuge vor Augen, welche die Piloten mit roten Jägern und roten Teufeln bemalt hatten. Auch die roten Trikots und Hosen der Kaiserslauterner waren eine Reverenz an die »Roten Jäger«; sie waren ihnen ursprünglich vom DFB-Geschäftsführer Georg Xandry zur Verfügung gestellt worden. Fritz Walter wollte seine Dankbarkeit dafür zum Ausdruck bringen, dass er den Weltkrieg mit Hilfe der »Roten Jäger« überlebt hatte. Ob und inwieweit er damit auch den »Heldenmythos« der Weltmeister von Bern 1954 mitbegründet hat, bleibt zu untersuchen.

Die Befunde der drei Lokalstudien widersprechen denen von Havemann nur in einzelnen Punkten. In anderen ergänzen sie seine Untersuchung oder bestätigen sie sogar. Dazu gehört die Beobachtung für Schalke und Wien, dass in der Zeit des Nationalsozialismus eine auffällige Verrohung des Zuschauerhaltens stattgefunden habe. Dazu gehören des Weiteren einige Fälle von ausgeprägtem »Materialismus« bei prominenten Fußballspielern in Schalke (Fritz Szepan) und Wien (Matthias Sindelar), die sich eine bürgerliche Existenz mit Hilfe von Arisierungen jüdischer Unternehmen aufbauten. Dennoch ist das Gesamtbild, das die Lokalstudien vom Fußball im Dritten Reich zeichnen, insgesamt differenzierter als das von Havemanns DFB-Studie, weil es auch Ambivalenzen und Widersprüche enthält, Gestaltungsspielräume und ungeplante Entwicklungen erkennen lässt. Nicht zuletzt deshalb können die Autoren der Lokalstudien zumindest ansatzweise auch die Metamorphose des deutschen Fußballs im Übergang vom Dritten Reich zur Bundesrepublik nachvollziehen helfen – eine Entwicklung, die bei Havemann ganz ausgespart bleibt. Das von ihm gezeichnete durch und durch dunkle Bild könnte jedenfalls nicht erklären, dass sich der DFB seit seiner Neugründung im Jahr 1949 zu einer Stütze der jungen Demokratie entwickelte – und zwar unter Weiterverwendung des schon im Dritten Reich eingesetzten Personals.

Die politisch-pädagogische Lehre aus der Geschichte des Fußballs im Nationalsozialismus ist somit alles andere als eindeutig. Wer eine direkte Nutzenweisung benötigt, kann daraus allenfalls ableiten, dass die Zwischentöne zwischen Schwarz und Weiß noch genauer in Augenschein genommen werden sollten als bisher. Die Botschaft für Historiker liegt indes auf der Hand: Einer politisch, wirtschaftlich, sozial und vor allem kulturell so hochkomplexen Angelegenheit wie dem Fußball sollte man nicht nur mit dem vergleichsweise simplen Instrumentarium der politischen Pädagogik beizukommen versuchen. Auch einem Sportverband wie dem DFB, dessen Politik relativ unabhängig von den Entwicklungen an der Basis zustande kam, wird man nicht gerecht, wenn man seine Geschichte wie die eines beliebigen Gesinnungsverbandes schreibt.

¹⁷ Herzog, S. 278.